

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 16 (1940)
Heft: 33

Artikel: Was Kriege kosten...
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-757603>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Mann, der Rasierklingen kaufen wollte

Von Gody Suter

Ich hatte einen neuen, weißen Mantel an, der mir an den Ärmeln etwas zu groß war, und mein Herz klopfte laut gegen die zwei Rasermesser und den Kamm in der Brusttasche. Ich war entsetzt aufgeregt. Der Meister zeigte mir auf seinem Handrücken noch einmal, wie ich das Messer anzusetzen hätte, und wiederholte mit ernster, eindringlicher Stimme, vielleicht zum hundertstenmal, alle Regeln und Sonderfälle, auf die ich achten sollte. Ich glaube, er war genau so aufgeregt wie ich. Auf seinem Handrücken waren gar keine Haare mehr.

Es war an diesem Morgen noch kein Kunde in unsern Coiffeur-Salon gekommen. Jakob, der Geselle, saß auf einem der beiden „Folterstühle“ (wie wir sie nannen) und grinste mich an. In seinem Gesicht war Schadenfreude, Spott und Teilnahme. Er sagte: „Heute abend mußt du unbedingt ein Fest geben. Und wenn kein Blut geflossen ist, zahl ich dir einen großen Kognak.“

„Mach ihn doch noch nervös“, sagte der Meister. „Als ich das erstmal jemanden rasierte, hab' ich ihn auch nicht geschnitten. Das ist alles nur Aberglaube.“

„Ich habe keine Angst“, sagte ich.

Der Meister gab mir eine Zigarette, und Jakob reichte mir Feuer. Ich setzte mich in den zweiten „Folterstuhl“ und schaute in den Spiegel. Mein Scheitel war schnurgerade, meine Haare glänzten leicht. Auf der linken Bäcke bemerkte ich ein kleines, schwarzes Härtchen. Ich nahm das Rasermesser und fuhr damit langsam und vorsichtig über die Bäcke. Das Härtchen verschwand. Ich steckte das Rasermesser wieder ein.

Jakob sagte: „Wenn du selber keine Angst hast vor deinem Messer, dann brauchst du dich auch für die anderen Leute nicht zu fürchten. Die sollen das selber tun.“

Ich sagte: „Ich habe ja keine Angst. Soll ich dich rasiieren?“

„Nein, ich mag jetzt nicht“, sagte Jakob. „Außerdem bin ich schon rasiert.“

Er begann, die Flaschen im Schrank zu ordnen. Die Arbeit nahm ihn ganz in Anspruch, und das Gespräch schließt ein. Ich schaute meinem Mund zu, wie er den Rauch der Zigarette einsog und ausblies.

Die Ladentür ging, die Glocke schrillte, und ich verschluckte mich vor Schreck. Ich sah im Spiegel einen Mann mittleren Alters den Laden betreten. Er hatte nichts Auffälliges an sich, seine Kleidung trug den Stempel arbeitsamer Bürgerlichkeit, sein Gesicht war ein behäbiges Dutzendzeug, und nur durch die Bartstoppeln, mit denen Kinn und Backen besetzt waren, bekam es einen ganz leichten Anflug von Abenteurertum und Unsolidität.

Der Meister trat auf den Mann zu und begrüßte ihn, wie er jeden Kunden begrüßte: höflich, verbindlich und eifrig, vielleicht etwas freundlicher und eifriger als sonst, denn dieser Mann war noch nie zuvor in unserm Laden gewesen.

Der Mann fragte: „Haben Sie Rasierklingen?“

„Nein“, sagte der Meister. „Rasierklingen führen wir nicht. Wissen Sie, es ist für einen Coiffeur ein bisschen traurig, wenn er Rasierklingen verkaufen muß. Es ist, als ob er sein Handwerkszeug verkaufen würde.“

Der Mann zögerte. Er schien zu überlegen und sagte dann: „Ja, das ist schon wahr, aber ich habe mich mein ganzes Leben immer selber rasiert. Prinzipiell.“

„Ja“, meinte der Meister. „Da steht jetzt Prinzipiell gegen Prinzip.“

„Wo ist die nächste Drogerie?“ fragte der Mann.

Der Meister sagte: „Da vorn. Eine Viertelstunde müssen Sie aber gut rechnen.“

Der Mann sagte: „Das ist zu lang. Da muß ich mich eben schnell rasieren lassen. Ich habe es eilig.“

Der Meister lächelte. „Notwendigkeit bricht Prinzipien“, meinte er.

„Darf ich bitten. Hier in diesen Stuhl, bitte.“

Der Mann setzte sich mit einem Seufzer.

Jakob stupste mich und flüsterte: „Dein erstes Opfer. Paß auf die Warze auf.“

Ich schaute den Mann an und sah, daß er auf der rechten Bäcke eine große, braune Warze hatte. Ich erschrak.

Der Meister sagte mit klingender Stimme: „Ernst, rasieren Sie den Herrn.“ Er machte mir ein ermutigendes Zeichen.

Als ich auf den Stuhl zuging, merkte ich, daß meine Knie zitterten. Ich hatte Herzklagen, und meine Hände waren feucht und heiß. Ich band dem Mann eine Serviette um den Hals und begann ihn einzuseifen. Die Warze klebte auf der Bäcke wie eine häßliche Kröte, braun und höhnisch, mit schwarzen, starren Stoppeln bespickt, die wie Lanzen durch den Schaum stachen.

Ich seifte den Mann so lange ein, bis er sagte: „Genug geseifert. Ich habe es eilig.“ Er schaute auf die Uhr.

Ich nahm das Rasermesser zur Hand. In meinem Rücken spürte ich die Blicke des Meisters, und ich fühlte

die Spannung, die im Raum lag. Jakob schaute mich mit offenem Mund, beinahe angstvoll an.

Ich schöpfte tief Atem, näherte das Rasermesser der linken Bäcke des Mannes, setzte an und führte den ersten Strich. Es ging ganz leicht. Ich atmete auf und rasierte nun frisch drauflos. Ein vorsichtiger Uebermut bemächtigte sich meiner.

Jakob begann die Servietten im Schrank zu ordnen, und der Meister hantierte hinter mir mit Flaschen. Ich merkte, daß er von Zeit zu Zeit zu mir herüberschaute. Der Mann saß noch etwas steif im Stuhl, und seine Hände hielten die Armstützen umklammert, aber nach einer Weile lehnte er sich zurück und schloß die Augen. Das Rasermesser kratzte leise und zuversichtlich über seine Backen. Ich war stolz.

Ich rasierte zuerst die linke Bäcke, dann das Kinn und den Hals, und ich hatte die Warze auf der rechten Bäcke schon ganz vergessen, als ich mit der Hand zufällig einen bisschen Schaum wegwischte und sie wieder zum Vorschein kam. Da bekam ich richtig Angst. Mein Stolz verflug, meine Sicherheit entschwand, und meine Knie begannen wieder zu zittern. Ich wagte mich mit dem Rasermesser nicht in die Nähe der Warze und schabte sorgfältig um sie herum, bis nur noch ein kleiner Kreis von Stoppeln auf der Bäcke stand, in seiner Mitte die Warze.

Der Meister kam heran und schaute mir über die Schulter zu. Ich blickte ihn flehend und angstvoll an. Er schaute auf die Warze, auf meine unsicheren, heißen Hände, in mein bekommnes Gesicht und sagte: „Du machst etwas zu langsam, Ernst. Du weißt doch, daß der Herr es eilig hat. Komm, gib mir das Messer.“

Ich gab ihm das Messer, und ich hatte das Gefühl, einer großen Gefahr entronnen zu sein. Der Meister wandte sich dem Mann zu und sagte: „So, das haben wir gleich. Es sind nur noch ein paar kleine Härtchen.“

Mit überlegener Gebärde führte er das Messer zum Gesicht des Mannes, kratzte ein paarmal vorsichtig und leger über die Bäcke und schnitt den Mann in die Warze.

Ich mußte mich abwenden, um mein Lachen zu verschlucken. Der Meister sagte: „Schnell, Ernst, den Blutstiller.“ Ich gab ihm den Blutstiller und ging rasch auf die andere Seite.

Der Meister sagte zu dem Mann: „Das kann jedem passieren. Es ist auch gar nicht schlimm. Es wird gleich aufhören zu bluten.“

Jakob und ich schauten uns an, aber wir konnten uns nicht lange anschauen, weil wir beide lachen mußten. Der Mann hatte zuerst gar nicht gemerkt, daß etwas passiert war. Er sagte: „Das habe ich erwartet.“

Jakob flüsterte mir zu: „Deinen Kognak hast du verdient.“

Was Kriege kosten ...

Die Dauer eines Krieges scheitert nicht — das hat der Weltkrieg gezeigt — an den ungeheuren Kosten, von denen man sagt, daß sie zum Ruin der Völker führen müssen. Wie berechtigt diese Ansicht ist, geht aus einer Betrachtung über die Kosten der letzten Kriege hervor, die ein hervorragender Finanzfachmann vor einiger Zeit zusammengestellt hat. Diese Zusammenstellungen erfolgten auf Grund eines eingehenden Studiums der Akten der kriegsführenden Länder, haben also den Vorzug der größten Verlässlichkeit. In dieser Beziehung interessieren hauptsächlich die modernen Kriege, da erst diese die gewaltigen Aufwendungen erforderlich machten, die die Völker in so verderblicher Weise belasten. Dabei fällt sofort die Tatsache auf, daß die Kriege nicht nur von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, sondern von Jahr zu Jahr, ja sogar von Monat zu Monat teurer werden.

Der Deutsch-Französische Krieg vom Jahre 1870/71, der der erste moderne Krieg war, kostete rund 10 Millionen Mark pro Tag, d. h. nur doppelt so viel, wie jetzt die Mobilisierung des verhältnismäßig kleinen Schweizer Heeres kostet. Der Krieg dauerte rund 8 Monate und kostete insgesamt 2,4 Milliarden Mark, so daß auf einen Tag ungefähr 10 Millionen entfallen. Der Russisch-Japanische Krieg in den Jahren 1904/05 dauerte rund 18 Monate. Auch damals konnte man noch nicht die ungeheuren Aufwendungen heutiger Kriege, die durch die Materialschlachten und die teuren Kriegswaffen entstehen. Immerhin kostete in diesem Kriege ein Tag rund 15 Millionen, und zwar jedem der beiden kriegsführenden Völker, so daß die täglichen Gesamtkosten sich auf 30 Millionen beliefen. Rußland, die unterlegene Partei, hatte ungefähr 800 000 Millionen mehr aufgewendet als das siegreiche Japan, denn die russischen Kriegskosten betrugen 5 Milliarden, während die japanischen mit 4,2 Milliarden angegeben werden.

Napoleon hat seine ersten Kriege sehr „billig“ geführt. In dem ersten italienischen Feldzug, in dem er seinen Feldherrnruhm begründet hat, war er so wenig mit Geld ausgestattet, daß er sagen konnte, seine Soldaten haben hungernd und barfuß ihre Siege errungen. Um sie anzuspornen, wie er sie auch darauf hin, daß ihrer in Italien alle Reichtümer des Landes warteten. Seine späteren Kriege waren allerdings kostspieliger, ohne daß man an heutige Verhältnisse denken darf, denn sie waren kurz und verschlängen nicht die Materialmassen wie heutige Kriege.

Der Krieg, den England in den Jahren 1899–1902 führte, verschlang recht gewaltige Summen. Insgesamt kostete er 330 Millionen Pfund, wovon auf den Anteil Englands 220 Millionen entfielen. Der Anteil der Buren läßt sich nur in ungefähren Zahlen angeben, und zwar mit rund 110 Millionen Pfund. Da der Krieg 32 Monate dauerte, so kostete ein Monat in runden Zahlen 10 Millionen Pfund oder 250 Millionen Franken. Auf jeden Kriegstag entfielen demgemäß ungefähr acht Millionen

Schweizerfranken. Die Länge dieses Krieges bewirkte aber trotz der verhältnismäßig geringen Tageskosten, daß der Gesamtaufwand fast doppelt so groß war wie der des Deutsch-Französischen Krieges.

Im Vergleich mit allen diesen Kriegen erforderte der Weltkrieg einen ganz unvorstellbar großen Aufwand. Da der Materialverbrauch in diesem Kriege und die Größe der beteiligten Heere in den Jahren 1914–1918 unvorstellbar große Ausmaße angenommen hatte, so läßt sich aus diesen Zahlen schon ungefähr ein Schlüß auf heutige Verhältnisse ziehen, wenn auch im Kriege 1914–1918 weder die Flugzeuge noch die Tanks eine so große Rolle spielten. Flugzeugschlachten im heutigen Sinne gab es überhaupt nicht, und die Tanks wurden erst in der letzten Zeit verwendet, und auch nur von den Alliierten in beträchtlicher Menge. Dafür war der Materialverbrauch riesenhaft groß, denn damals beherrschten die Trommelfeuerschlachten die Kämpfe, und in mancher Schlacht wurden bis zu 100 000 Tonnen an Munition verschossen. Ueber die Kriegskosten liegen nur die Zahlen des deutschen Heeres vor, da die zahlreichen anderen kriegsführenden Länder genaue Angaben nicht gemacht haben. Aber auch aus dem Kriegsstat eines so großen Heeres kann man einen ziemlich genauen Einblick in die Finanzierung eines modernen Krieges unserer Tage erhalten, und darum sind diese Angaben für heute sehr lehrreich. Der Weltkrieg dauerte vom August 1914 bis zum November 1918, also rund 52 Monate. In dieser Zeit mußte für das deutsche Heer die gewaltige Summe von hundertfünzig Milliarden aufgewendet werden. Sehr interessant sind die Mitteilungen, wie die Kosten in den verschiedenen Jahren gewachsen sind. Die ersten acht Monate bis Ende März 1915, wo das neue Etatsjahr begann, kosteten zusammen 8640 Millionen Mark; bei einer Durchschnittszahl von 240 Tagen entfallen auf den Tag 36 Millionen Mark an Kriegskosten. Im nächsten Jahre vom 1. April 1915 bis zum 31. März 1916 betrugen die gesamten Kosten 24 455 Millionen, pro Tag also rund 67 Millionen Mark. Die Kosten waren also gegenüber dem Vorjahr um etwas weniger als das Doppelte gestiegen. Eine weitere, recht beträchtliche Vermehrung der Kosten brachte das folgende Jahr 1916/17, und zwar auf rund 100 Millionen pro Tag. Die Gesamtkosten dieses Jahres beliefen sich auf 36 500 Millionen. Das folgende Jahr 1917/1918 brachte eine weitere Steigerung der Kosten auf 45 890 Millionen Mark und ein Anwachsen der Tageskosten auf 126 Millionen. Die letzten acht Monate bis Ende November — die Kosten gingen wegen der Umstände trotz des Waffenstillstandes weiter — kosteten 35 000 Millionen. Auf den Tag entfielen in diesem letzten Abschnitt bereits 146 Millionen. Sie hatten sich also gegenüber den ersten Kriegsmonaten etwas mehr als vervierfacht und gegenüber dem Russisch-Japanischen Krieg fast verzehnfacht. Die deutschen Gesamtkosten betrugen 150 000 Millionen, genau 150½ Milliarden. — K. G.